

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 1. Oktober 1844.

Zweck: Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und inneren des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund, Ansichten und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun.

Für Literatur und Unterhaltung.

Preis: Vierteljährlich bei der Expedition für 28 Nummern — 10 Sgr., bei allen Postanstalten des Preuss. Staates und im deutschen Buchhandel vierteljährlich — 15 Sgr. Erscheint wöchentlich 2 Mal. Die Einrückungsgebühren betragen $\frac{2}{3}$ Sgr. oder 2 Kreuzer für die gespaltene Vorzettelzeile.

U e b e r s i c h t.

Ueber Volksbildung.

Deutschlands Schicksal.

Ein Taschenbuch für das deutsche Volk.

Zur Literatur und Unterhaltung: Der Schleichhändler. Novelle von Karl von Kessel. — Aus dem Leben eines Heimarthaufen. Von W. Schulte. — Reise-Studien. Von Dr. Ferd. Aug. Oldenburg. Bern. Murten. Wiltburg. Der Gentersee. Genf. Bern. Der Jura. Bernburg. — Literarischer Bericht: Franz Freiherrn Gaus's sämtliche Werke. Literarischer Anzeiger.

Ueber Volksbildung.

Siegen, 1. Oktober.

Man kann anerkennen, was die neuere Zeit für die Bildung des Volkes gethan hat, und es doch nicht für genügend halten; man muß vielmehr zugestehen, daß die Volksbildung noch auf einer niederen Stufe steht, wird aber die Schuld nicht der Jugend- und Erziehung, sondern der Beschränkung des Unterrichts auf die jugendliche Zeit zuschreiben. Einer zahlreichen Schulmänner-Versammlung legte vor einiger Zeit ein Menschenfreund die Frage vor, wie es komme, daß so wenig von dem in der Schule Gelernten später noch im Menschen haften bleibe, und setzte für die Beantwortung derselben einen Preis aus. Die Frage ist beantwortet und der Preis ausgetheilt worden; dennoch aber, so sehr wir auch glauben, daß dadurch der Unterricht werde verbessert werden, so sind wir überzeugt, daß erst dann von Volksbildung die Rede sein kann, wenn der Unterricht sich durch's ganze Leben hindurchzieht. Bei den Alten, wo Alles öffentlich war, bildete das Leben; Schule, Gymnasien, Spiele, Theater, Rednerbühne, eines mit dem andern zusammenhängend oder einander unterstützend, mußten ein wohl organisirtes Geschlecht zu einem gebildeten Volke machen. Uns, denen diese Deffentlichkeit fehlt, sind diese Bildungswege verschlossen; wir müssen uns also selbst zu helfen suchen. Wenn wir nur die Jugend bilden, so bleibt das Volk stets jugendlich. Kaum hat der Knabe einen Grund gelegt, so wird er der Schule entzogen und in's Leben gestoßen, und die Knospe, die sich zu entfalten begann, wird erstickt. Denn wo soll nach den bestehenden Verhältnissen die Bildung sich fortsetzen? Die einzige Zukunft bleiben die Leihbibliotheken. Und was bieten sie? Selten mehr als gewöhnliche Unterhaltungsliteratur. Aber auch da, wo sie von verständigen Männern überwacht werden, wo sie reich sind an trefflichen Werken, wer überwacht da die Leser, wer kann in jedem Falle rathen, welches Buch gelesen werden müsse? So viel also eine Leihbibliothek nutzen

kann, so gering kann leider jetzt nur noch der Nutzen angeschlagen werden.

Die Tagespresse hat sich freilich in unserer Zeit unendlich gehoben, sie hat ihre große Bedeutung begriffen und ihren Werth zu erhöhen gesucht. Solcher Blätter, wie sie noch vor einiger Zeit in übergroßer Anzahl erschienen, die nur auf eine oberflächliche Unterhaltung, auf Vertreibung der Langeweile berechnet waren, gibt es jetzt nicht mehr viele; und die Zahl derer, welche den Geist zu bilden und den Charakter zu kräftigen suchen, hat sich bedeutend vermehrt. Aber immer ist das Verhältniß der Zeitschriften, welche sich an das gesammte Volk wenden, zu denen, welche die wissenschaftlich Gebildeten, die Gelehrten im Auge haben, ein niederschlagendes.

Ein anderes wichtiges Mittel der Volksbildung ist das Theater. Aber welchen Nutzen kann es bringen, da es gar nicht einmal sich bewußt ist, wie es nutzen könne und müsse? Es wählt seinen Stoff nicht nach bestimmten Bedürfnissen aus, sondern greift willkürlich in das Material hinein. Es hat seine Aufgabe ganz aus den Augen verloren und dient nur zur Befriedigung sinnlichen Genusses.

Die innerliche Kraft wird, indem der Knabe der Leitung beraubt wird, nur auf sinnliche Wege gerichtet. Sie bleibt bestehen, aber sie ist nicht mehr im Dienste höherer Interessen. Soll nun das alltägliche Leben der Vernunft unterthan werden, so muß eine fortwährende Erziehung stattfinden. Zwar besitzen wir eine treffliche Literatur, jedoch die Kraft dieses Bildungsmittels reicht nicht so weit, um eine tüchtige Bildung hervorzurufen, weil sie schon eine gewisse Bildung voraussetzt. Sie kann nicht einen neuen Bau gründen, sondern nur weiter anregen, sie macht aber den mündlichen Unterricht nicht überflüssig. Das lebendige Wort geht mehr zum Herzen, als das geschriebene; die lebendige Gegenwart will durch die lebendige Rede begriffen sein. Wenn nun aber durch das Wort das Kind, der Knabe gebildet wird, wie soll nicht auch der Jüngling, der Mann durch dasselbe gebildet werden? Es sind Vereine angeregt, um also auf das Volk zu wirken; leider sind die Anfänge derselben durch ungebührliche, breit machende Richtungen getrübt, dennoch hoffen wir, daß sie sich Bahn brechen werden, weil die Zeit sie gebieterisch fordert. Die Wissenschaft darf sich nicht mehr verkriechen in die Stuben der Gelehrten, wenn sie vom Leben wieder Leben empfangen will, wenn ihr die Achtung des Volkes,

ohne welche sie verkümmern muß, bleiben soll. Sie soll eins sein mit dem Leben, ihre erhebende Kraft in der Erscheinung ihrer Zünger im Leben betätigen, wie man es in Königsberg so schön ausgesprochen hat; sie soll zugleich ihre Errungenschaften nicht verschließen, sondern dem Volke mittheilen, damit das Leben ihre Bedeutung für gesteigerte Intelligenz erprobe. Die Wissenschaft soll auch populär sein und durch ihre Früchte das Leben kräftigen. Der wuchert nicht wohl mit dem ihm vertrauten Gute, der es aufgespeichert behält und in der Einsamkeit sich an ihm ergötzt, sondern Der, welcher es dem Volke zur Freude und zum Nutzen darreicht. Wie wird Unwissenheit, Aberglaube, Beschränktheit sich vermindern, wenn alle Wissenschaft popularisirt wird? Und hat nicht Jeder dazu die Verpflichtung, welcher der geistigen Knechtschaft Feind ist?

In unserer Zeit hat man dies Ziel zu erreichen sich weit mehr als früher bemüht. Gab man früher dem Volke Einzelheiten, ein historisches Allerlei für das Gedächtniß, so hat man jetzt angefangen, die Wissenschaft in systematischer Form, nur nach besonderen Gesichtspunkten geordnet, dem Volke in die Hand zu geben. So ist alles Das, was von der in Karlsruhe erscheinenden Bürgerbibliothek vorliegt, des höchsten Lobes würdig. Hier finden wir die Resultate der Wissenschaft von gewandten Gelehrten jedes Faches popularisirt, welche nicht blos Einsicht in ihre Wissenschaft, sondern auch in die Bedürfnisse des Volkes und dabei eine begeisterte Liebe zu ihrer heiligen Sache haben. Nur also kann die Bildung verbreitet werden, denn sie ist nur bei einer ordnungsmäßigen Entwicklung an gleichartigen Gegenständen möglich, während durch ein Uebergehen von Diesem zu Jenem der Geist in Unruhe versetzt wird. Die zahlreichen Konversationslexika daher und ähnliche Bücher popularisiren die Wissenschaft nicht, sie werden keinen großen Einfluß auf die Volksbildung haben. Auch die populäre Wissenschaft muß immer Wissenschaft bleiben, immer ein ganzes Gebäude sein.

Die Mäßigkeitsvereine haben in unsern Tagen sich immer mehr verbreitet. Ableitend von dem verderblichen Gifte, welches Geist und Körper zerrüttet, haben sie ihren Werth. Aber man möchte doch zweifeln, daß ihre Wirksamkeit eine dauernde sein werde, so lange unsere Vergnügungen, wie wir sie nennen, fortdauern; unsere Volksfeste, die man nicht ohne rohen Lärm und wilde Gelage sich denken kann. Diese Feste bleiben eine stets fließende Quelle der Unmäßigkeit, der unregelmäßigen Ausbrüche der Sinnlichkeit. Sollen also die Enthaltensvereine Bestand haben, so müssen diese Feste einen andern Charakter annehmen. Sie müssen es auch, weil das Mäßigkeitsgelübde den Menschen nur etwas Negatives gibt, nur eine Leere erzeugt. Diese Leere muß ausgefüllt werden. Denken wir an das Vaterland der genannten Vereine. Leicht ist es da, große Feste, Versammlungen ohne Trinkgelage zu

finden. Aber warum? Weil die ganze Thätigkeit der Menschen durch das politische Leben in Anspruch genommen wird, jede Versammlung in eine politische übergeht. Uns fehlt noch ein solches Leben, auch die Berechtigung dazu. Wir bedürfen eines Ersatzes; wir finden ihn im Gesang, in der belehrenden Rede. So gestalten wir unsere Feste um, aber sicherlich nicht zum Schlechteren, so bilden wir auf die leichteste Art das Volk. Sollte es so schwer sein, unseren Volksfesten diese höhere Weihe zu geben? Wir glauben es nicht, so wenig wir jetzt noch die Möglichkeit von Gesellenvereinen, wie sie in Berlin aufgetaucht sind, bezweifeln dürfen; es kommt nur darauf an, daß sich überall Männer finden, welche der Sache sich annehmen wollen; die Fähigkeiten sind vorhanden. In unsern gelehrten Städten hat man öffentliche Vorlesungen für ein gemischtes Publikum, d. h. für Herren und Damen der höhern Stände zu halten angefangen. Soll aber die Bildung nicht ein Gemeingut werden?

Deutschlands Schiffahrt.

Es ist in neuester Zeit in deutschen Blättern fast kein Gegenstand mehr besprochen worden, als die deutsche Schiffahrt und die Mittel, welche für Erweiterung derselben anzuwenden sein möchten. Und gewiß ist dieser Gegenstand von nicht geringer Bedeutung, erfreulich auch, daß mehr und mehr erkannt wird, wie sehr Deutschland in dem Schiffsverkehr mit fast allen andern Staaten im Nachtheil steht. Denn während Frankreich, Spanien, Portugal, Holland, Brasilien und mehrere andere Staaten ihre Navigation durch Differentialzölle, durch welche die deutsche Schiffahrt in manchen Fällen zur Zeit getroffen wird, schützen, zeigen in Deutschland sich erst Anfänge eines solchen Schutzes der Landesnavigation, selbst in den Vereinsstaaten, in welchen die Einführung desselben doch geringere Schwierigkeiten hat, als in den nicht zu diesen gehörenden kleineren norddeutschen Staaten. Indes scheint man dort, wie die belagerten neuerlichen Verhandlungen mit Belgien zeigen, jetzt der Sache größere Aufmerksamkeit zu schenken; vielleicht wird das künftig noch mehr der Fall sein und, kommt einmal der Anschluß der obengedachten kleineren Staaten an den Zollverband zu Stande, wahrscheinlich eine noch umfassendere Förderung der deutschen Schiffahrt eintreten. Allein man überläßt, was diese anlangt, sich oft sanguinen Erwartungen, welche, da sie, zumal wenn von Männern geäußert, die eine gewisse Auktorität sich verschafft, irre leiten, dem Gemeinwesen nicht heilbringend sein können, und welche in einer Art ausgesprochen zu werden pflegen, die eben nicht verräth, daß man tiefer in das Wesen der deutschen Schiffahrt eingedrungen ist. Beleuchten wir daher dieses hier einmal etwas näher.

Bekannt nun ist, daß, zumal die Dfficehäfen, und zwar zum großen Theil mittelst eigener

Fahrzeug
betreiben
des vor
Jahrhun
von Ger
ward,
Sperru
trat, da
— zwa
ward,
die hohe
rung,
nieren,
belegte,
und S
namentl
wurden.
hören j
land na
in Fol
großen
in dem
in sehr
wenige
bestand
Dur
Kornau
preußi
Zeitrau
vernehm
britisch
der br
kehr
der d
hatte,
Englan
Kontin
in den
Zeit,
Hälfte
sehr v
sich w
und i
es tra
ernten
keiner
1841
fährt
ihrer
hunde
hatte.
aus d
nicht
zu A
Schif
Bern
übrig
von
Jahr
nahm

Fahrzeuge, einen sehr bedeutenden Schiffsverkehr betreiben, ferner daß solcher in den späteren Zeiten des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts vornehmlich durch die Exportation von Getreide und von Holz nach England belebt ward, daß dann aber, in Folge der Kontinental-Sperre, eine große Störung dieser Navigation eintrat, daß später — nach dem Frieden v. J. 1815 — zwar wiederum der Verkehr mit der Insel frei ward, daß aber jetzt die Holzausfuhr dahin durch die hohen Zölle, mit welchen die britische Regierung, zu Gunsten ihrer nordamerikanischen Kolonien, das aus andern Gegenden importirte Holz belegte, gar sehr beschränkt, und daß dadurch Handel und Schifffahrt mehrerer preussischen Ostseehäfen, namentlich der von Memel, ungemein beeinträchtigt wurden. Bekannt ist ferner, daß nach dem Aufheben jener Sperre eine Kornausfuhr aus Deutschland nach England wiederum eintrat, daß sie jedoch in Folge der britischen Korngesetze v. J. 1815, großen Schwankungen unterworfen war, und daß in dem langen Zeitraume von 1819 bis 1828 nur in sehr wenigen Jahren, und auch in diesen nur wenige Monate hindurch eine solche Exportation bestand.

Durch so bedeutende Beschränkung der Holz- und Kornausfuhr nun gar sehr beeinträchtigt, nahm die preussische Schifffahrt, zumal in dem eben gedachten Zeitraume, sehr ab, wenngleich das preussische Gouvernement durch energisches Auftreten gegen die britische Regierung — i. J. 1822 — derselben, der britische Navigation gegenüber, in dem Verkehre mit der Insel eine Reziprozität, die darin der deutschen Schifffahrt früher nicht zugestanden hatte, zu sichern wußte. Erst als i. J. 1828 England wiederum einer größeren Kornzufuhr vom Kontinente bedurfte, belebte sich die Schifffahrt in den Ostseehäfen aufs Neue, indeß nur auf kurze Zeit, denn in der bald folgenden Zeit, in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, ward aus denselben sehr wenig Korn exportirt. Erst i. J. 1837 zeigte sich wiederum größeres Leben im Getreidehandel, und in den folgenden Jahren bezog England, — es traten hier jetzt bekanntlich sehr entschiedene Missernten ein — so viel fremdes Getreide, als zu keiner frühern Zeit; ein Verkehr, welcher bis z. J. 1841 fortdauerte, und welcher die preussische Schifffahrt so sehr in Anspruch nahm, daß sie nur in ihrer allerblühendsten Periode, zu Anfange des Jahrhunderts, eine größere Anzahl von Segeln gezählt hatte. Um die Mitte der dreißiger Jahre liefen aus den Häfen von Danzig, Königsberg und Stettin nicht einmal 2000, gegen Ende der dreißiger und zu Anfange der vierziger Jahre, aber etwa 4000 Schiffe jährlich aus, und eine nicht viel geringere Vermehrung zeigte sich in dem Schiffsverkehre der übrigen bedeutendsten Ostseehäfen, in dem von Rostock, von Kiel u. s. w. Aber als in den allerletzten Jahren die Korneinfuhr in England wiederum abnahm, seit in ziemlich demselben Verhältnisse der

ebengedachte Verkehr, und wenn er an einigen Plätzen, namentlich in Stettin, bedeutender blieb, als er hier vor dem Eintreten jener günstigen Konjunktur gewesen war, so ging dies aus besondern, zum Theil meist vorübergehenden Verhältnissen hervor, indem zumal die große Einfuhr von Steinkohlen und mehr noch die von Eisen — vornehmlich von Bahnschienen — denselben belebten.

Beleuchten wir nun die Zukunft der ebengedachten Schifffahrt, so möchte nur dann zu erwarten sein, es werde dieselbe einen nachhaltigen Aufschwung nehmen, wenn eine dauernde Einfuhr von Getreide in England eintreten sollte. Dazu nun aber scheint uns, theils weil die Insel — wir lassen hier die Korneinfuhr aus Irland in England unberücksichtigt — in den meisten Jahren dem eigenen Boden so viel oder doch fast so viel Getreide abgewinnt, als der Bedarf des Landes fordert, und ferner weil mehr und mehr andere Länder, sowohl des europäischen als des amerikanischen Kontinents mit Deutschland auf dem englischen Markte in Konkurrenz getreten sind, gegründete Aussicht keineswegs vorhanden, vielmehr wahrscheinlich zu sein, es werde selbst in den Jahren, in welchen die Insel der gedachten Zufuhr bedürfen möchte, die Mitbewerbung jener andern Länder — der vereinigten Staaten der britischen Kolonien in Nordamerika, des südlichen Russlands u. s. w. — in so bedeutendem Maße eintreten, daß dadurch die Importation aus Deutschland sehr beschränkt werden möchte, was denn aber nicht nur auf den Schiffsverkehr der Ost-, sondern auch auf den mehrerer Nordseehäfen, namentlich auf den von Emden, den von mehreren dieser Stadt benachbarten Häfen und auch auf den der Hansestädte von bedeutendem Einfluß sein würde. Zwar ist für diese letztern, wenigstens für Hamburg und Bremen, die Kornausfuhr nicht Hauptzweig ihres Handels, immer jedoch auch für sie dieser Verkehr eine wichtige Branche. Andere Länder aber als England, bezogen, auf längere Zeit wenigstens, nie viel Getreide aus den Ost- und Nordseehäfen, und namentlich war die Importation von Frankreich und Belgien, wenngleich in einigen Jahren nicht ganz unerheblich, doch stets von geringer Bedeutung im Vergleich mit der von England.

Noch weniger aber als eine bedeutendere und nachhaltige Getreideausfuhr, möchte das Wiedergu- blühen des gedachten Holzhandels zu erwarten sein, denn England nimmt hinsichtlich desselben zu sehr Rücksicht auf seine eben erwähnten amerikanischen Besitzungen, theils weil der Holzhandel Hauptzweig ihrer Ausfuhr ist, theils weil die englischen Fabrikate in diesen Kolonien einen bedeutenden Absatz finden, welcher leicht geschmälert werden könnte, wenn man ihnen jenen Schutz entzöge. Dazu kommt, daß die Zölle von fremdem Holze einen nicht unbedeutenden Zweig der Staatseinnahmen Britanniens ausmachen, eine Rücksicht, die für dieses Land ja von allergrößter Bedeutung ist. Zwar wird nun auch Holz aus den preussischen Ost-

seehäfen nach Frankreich ausgeführt, indeß ist diese Exportation, gegenüber der früher von dort nach England Statt gehabten, nicht von sehr großem Belange, und eine bedeutende Vermehrung derselben um so weniger zu erwarten, als in diesem Verkehre sowohl andere Ostseegegenden, als auch nach andern Ländern konkurriren.

Getreide und Holz sind aber unter den wichtigsten Handelsartikeln diejenigen, welche den bedeutendsten Schiffsraum einnehmen und daher für die Navigation besonders wichtig. In der Ausfuhr nach außereuropäischen Gegenden indeß kommen, wenigstens in irgend nennenswerthem Umfange, beide Artikel nicht vor, wenigstens, was Deutschlands Verkehr mit diesen Gegenden anlangt, meist nur solche Waaren, welche verhältnißmäßig wenig Schiffsraum einnehmen, wie besonders Gewebe. Daher denn auch von einer etwaigen Erweiterung der preussischen Navigation nach dieser Seite nicht gar viel zu erwarten sein möchte; wenn auch übrigens der Umstand, daß, bei ihrer jetzigen Einrichtung wenigstens, die preussischen Schiffe für einen solchen Verkehr — für sehr weite Seereisen, wenig passend sind, nicht Hinderniß sein sollte.

Aber es fehlt, bei der gegenwärtigen Lage des Verkehrs zwischen Deutschland und den obengenannten Gegenden, namentlich in dem zwischen jenem Lande und Amerika, ja überhaupt an Hinfrachten, und die deutschen Seeeplätze, welche diesen Verkehr in größter Ausdehnung betreiben, Hamburg und Bremen, beladen ihre amerikanischen Erzeugnisse holenden Schiffe meist entweder mit Auswanderern oder sie segeln mit Ballast hinüber. Und was den Verkehr mit den Tropengegenden dieses Welttheils insbesondere anlangt, so ist, wenig gesagt, derselbe keineswegs im Zunehmen, indem die wichtigsten Erzeugnisse dieser Gegenden, Zucker und Kaffee, immer mehr aus Ostindien unserm Welttheile zugeführt und dadurch Westindien und Brasilien in ihrem Absage dieser Artikel gar sehr beeinträchtigt werden. Fragen wir nun aber noch: Ist eine Erweiterung der deutschen Navigation von dem eben von einigen deutschen Häfen eingeleiteten Verkehre mit Asien zu erwarten?

Bis jetzt beschränkten die Expeditionen dahin sich bekanntlich auf einige wenige Ladungen, und einer bedeutenden Erweiterung dieses Verkehrs steht der ausgedehnte, durch manche Umstände begünstigte Handel, welchen Britannien mit dieser Weltgegend unterhält, entgegen; in geringerem Grade auch der gar nicht unbedeutende der Anglo-Amerikaner. Zudem finden viel Schiffsraum einnehmende europäische Waaren weniger noch in Asien, als in Amerika Absatz.

Unter diesen Umständen möchte nur dann eine bedeutend vermehrte Befrachtung nach außereuropäischen Gegenden den deutschen Schiffen entstehen können, wenn eine große Vermehrung der Emigration aus Deutschland nach denselben, namentlich nach Amerika, eintreten sollte. Eine solche Vermehrung aber würde höchst wahrscheinlich zum größten

Theile von dem Handelsplage, dessen Schifffahrt in dem letzten Dezennium sich vorzugsweise gehoben hat und welcher unter allen deutschen Städten die größte Verbindung mit den Gegenden, wohin bis jetzt die deutschen Auswanderer meist zogen, mit den vereinigten Staaten, unterhält, von Bremen nämlich, sehr bald absorbiert werden, da man hier darauf eingerichtet ist, in sehr kurzer Zeit Einrichtungen für das Hinüberschaffen einer viel größeren Schaar von Emigranten zu treffen. Aber wäre auch ein bedeutender Zuwachs der Navigation, auch anderer deutschen Seeeplätze, von einer Erweiterung der Emigration zu erwarten, und dürfte hier nicht in Betracht kommen, daß sehr zweifelhaft sein möchte, ob eine solche für Deutschland übrigens wünschenswerth wäre, so kann doch nicht wohl unbeachtet bleiben, daß, in Folge großer Konkurrenz, unter den Rhebern die Frachten für die Auswanderer so bereits sehr gesunken sind, daß das Geschäft denselben kaum die aufgewandten Kosten ersetzt.

Daß es aber überall auf die Hinfrachten nach den außereuropäischen Gegenden so sehr nicht ankomme, daß schon die Herfrachten hinreichenden Lohn bringen, und namentlich die Verschaffung von Zucker und von Kaffee der deutschen Navigation hinsichtlich solchen Verkehrs genügen könne, das wird selbst Der, welcher mit der Schifffahrt nur sehr oberflächlich bekannt ist, nicht behaupten wollen. Zudem werden ja die ersteren beiden Artikel immer mehr auf holländischen Schiffen aus Ostindien und zugeführt. Diese nun, zu Gunsten der deutschen Schifffahrt, in solchem Verkehre zu beschränken, ist bekanntlich eine der Haupttendenzen der Verfechter der Erweiterung der deutschen Navigation, und gewiß eine löbliche. Allein im glücklichsten Falle möchte die Theilnahme der deutschen Navigation an diesem Verkehre sehr lange in Aussicht stehen; denn es scheint Niederland den ausschließlichen Besitz derselben sehr entschieden als eine Lebensfrage anzusehen.

Unter diesen Umständen möchte selbst dann, wenn Deutschland, zunächst die Zollvereinsstaaten, um ihre eigene Schifffahrt zu heben, ähnliche Differentialzölle, als in fast allen anderen Staaten bestehen, einführen sollte, eine sehr bedeutende Erweiterung der deutschen Navigation nicht erwartet werden dürfen, und nur dann eine solche eintreten können, wenn die Ausfuhr von deutschen Erzeugnissen sich sehr vermehren sollte; das aber würde durch Nichts mehr gefördert werden, als wenn die Vereinsstaaten, durch energisches Auftreten gegen das Deutschland in so mancher Hinsicht benachteiligende Zollwesen Englands und Frankreichs, diese beiden Staaten, in welchen eine viel größere Masse von deutschen Erzeugnissen Absatz finden könnte, nöthigten, solche unter günstigeren Bedingungen aufzunehmen. Die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, sind vorhanden; wagen wir nur, davon Gebrauch zu machen. Es ist, auch in anderer Hinsicht, für Deutschland kaum Etwas wichtiger, als dies!

Ein Taschenbuch für das deutsche Volk.

Es ist eine oft besprochene Eigenthümlichkeit von uns, daß wir, statt das Gute und Treffliche in unserer Mitte gehörig zu würdigen, lieber in der Ferne und in der Fremde herumfuchen, so daß wir uns nicht oft genug den Spruch vorhalten können:

„Wo zu in die Ferne schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!“

Um nur eine Richtung aus den vielen hervorzuheben, so zeigt sich diese unsere Sucht namentlich auch auf dem Gebiete der erzählenden Literatur. Fragt unsere passionirten Romanleser und Romanleserinnen, was werdet Ihr bei ihnen finden?

Frederika Bremer, Kapitän Marryat, Kapitän Chamier, Cooper, Bulwer, Frederik Soulié, Alexander Dumas, Eugen Sue, Boz, Michael Czajkowski, — kurzum Ihr werdet französische und englische, schwedische und russische Romandichter — alle jedoch meistens nur in schlechten Uebersetzungen — bei ihnen vorfinden, aber deutsche nicht. Sollten jene Ausländer etwa fehlerlos, sollten sie besser sein, als unsere deutschen Romane? Ist nicht Frederika Bremer ein gar zu beschränktes, hausbackenes Gemüth? Sind nicht Marryat's Romane durchweg etwas gar platt und ordinär und alle nach demselben Rämme geschnitten? Ist nicht das Bulwer'sche *Räsonnement* meistens bloß geistreich, statt wahr, bloß schimmernd und gleißend, statt tief und ernst? Ist nicht Cooper ein alter, langweiliger „Flederstrumpf“, der in seinen neueren Produkten seine älteren abschreibt? Ist nicht Boz oft widerwärtig und für ein feineres Gefühl manchmal geradezu ekelhaft? (Man erinnere sich an seine Schule in Todtenbuschhall.) Und muß nicht Eugen Sue's Rohheit in seinen früheren Seeromanen und sein raffinirter, so zu sagen unmenschlicher Humanismus in seinen neueren sozialen Produkten unserem Geschmack abstoßend entgegen treten?

Das hat aber Alles Nichts zu sagen, fremde Autoren sind nun einmal besser als einheimische, und — was auch nicht zu übersehen ist — Uebersetzungen billiger, als Originalwerke. Darüber vergißt man denn, daß wir bei uns einen Willibald Alexis, eine Paalzow, einen Heinrich Laube, einen Friedrich Kühne und andere treffliche Romandichter haben.

Ich habe bisher aber immer kaum glauben können, daß es der wohlfeile Preis der Uebersetzungen und unsere Fremdsüchtelei allein sind, die der ausländischen Romanliteratur einen so bedeutenden Eingang und eine so umfassende Verbreitung bei uns verschafft haben. Denn es gibt doch immer Bibliotheken u. dgl., die über die bloße Billigkeit des Preises hinaussehen, und das wirklich vorhandene Gute würde auf die Dauer zu laut reden, um nicht endlich die ausländischen Rivalen, die ihre unläugbaren Schwächen haben, verdrängen zu können, wenn der

in Rede stehenden Erscheinung nicht noch eine andere Ursache zu Grunde läge. Und diese Ursache scheint mir darin zu liegen, daß unsere eigenen Romandichter der Gegenwart es beinahe absichtlich darauf angelegt zu haben scheinen, nicht volksthümlich zu werden. Die meisten derselben haben irgend etwas Prätentioses an sich, mischen in ihre Dichtungen ganz fremdartige, ungebührige Elemente, die den einfachen Gang der Erzählung stören und das Publikum, welches keine gelehrte Bildung genossen hat, abstoßen. Nehmen wir z. B. den „Roland von Berlin“ und „den falschen Voltemar“ von Willibald Alexis; beide sind anerkannt vollendete Romane, beide entlehnen ihren Stoff aus sehr interessanten Punkten der vaterländischen Geschichte und tragen den schönsten Reim der Volksthümlichkeit in sich, der sich sogar bis in eine totale Färbung geltend macht. Leider aber sind beide in einem alten verrosteten Chronikentyl geschrieben, der jeden Leser ohne historische Liebhabereien und mittelalterliche Marotten abstoßt und daher die Verbreitung der Romane auf ein sehr enges Terrain beschränkt. Da haben wir ferner z. B. die „Gräfin Chateaubriant“ von Heinrich Laube, — einen Roman von lebhafter, fast dramatischer Handlung, von spannender Verwicklung und befriedigender Lösung und von großer historischer Treue. Leider aber ist er so vollgepropt von geistreichen Sentiments, von langathmigen Schilderungen und Entwicklungen der Charaktere, von Betrachtungen über des Königs „künstlerisches Naturel“, über den Baustyl der Renaissance u. dgl., daß auch hier wieder eine besondere Liebhaberei dazu gehört, das Alles gleichmüthig mitzunehmen, und daß auch hier wieder dadurch das Publikum des Buches ein nur sehr beschränktes sein kann. Es ließen sich noch viele Beispiele der Art aufzählen. Alle mögliche Abhandlungen über bildende Kunst, über Theater, Poesie, Literatur, Philosophie, soziale Theorien, Alles wird in einen Roman herein gezogen. Ich will die Tendenzromane keineswegs verwerfen; aber wer einen schreiben will, der muß auch, wie George Sand, im Stande sein, die Tendenzen mit der Handlung zu identifiziren, die Ideen mit den Personen zu verkörpern, es muß nicht bloß Tendenz sein, sondern vor allen Dingen erst einmal ein Roman. In unseren s. g. „Tendenzromanen“ ist der eigentliche Roman nur ein schlechter edelener Topf, in den nun eine ganze Olla potrida von sublimen Ideen, weltgeschickbezwingenden Tendenzen und hochfliegenden Gedanken hinein geworfen wird. Der Roman verschwindet ganz unter der Hand; wenn wir uns danach umsehen, ist er fort.

Es ist das nur eine einzelne Aeußerung der bauernwerthen großen Kluft zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen Literatur und Volk, die immer noch bei uns herrscht und an deren Ausgleichung mit allen Kräften gearbeitet werden sollte.

Im Gebiete der Romanliteratur verschuldet sehr viel an diesem Mißstand die Kritik. Jene präten-

hösen Romane, die irgend einen gelehrten oder aristokratischen Prunk an sich tragen, werden von ihr gepriesen, geistreich, künstlerisch, tief und wer weiß wie genannt. Ein Roman dagegen, der, mit Abstreifung aller heterogenen Substanzen, nach Volksthümlichkeit strebt, heißt roh, gewöhnlich, oberflächlich. Wer daher nur irgendwie im Stande ist, seinem Roman eine fremdhergeholte Beigabe anzuhängen, der thut es, um den kritischen Zerberus zu besänftigen. Was ist die Folge davon? Die deutsche Nation läßt den ganzen Kohl liegen und verschlingt statt dessen Eugen Sue's *mistères de Paris* und juil errant; und der arme alte Wolfgang Menzel, der emeritierte Kritikus des Stuttgarter Literaturblattes, mag darüber toben, wie ein Berserker, und schimpfen, wie ein Fischweib, — seine Stimme verhallt ungehört in der Wüste, denn es kümmert sich schon seit lange Niemand mehr um ihn.

Ich habe diese Bemerkungen — die freilich im Eifer der Erörterung etwas breiter gerathen sind, als es sich für den bloßen Eingang eines Artikels ziemen möchte — vorausgeschickt, um auf einen Romandichter unserer deutschen Gegenwart hinzuweisen, der eben weil er alle fremdartigen Anhängsel in seinen Romanen verschmätzt, von der Kritik theils ignoriert, theils über die Achsel angesehen wird, und der trotzdem der Liebling eines großen — und zwar nicht ungebildeten — Publikums ist, dem keiner an produktiver, wahrhaft genialer Phantasie gleich kommt und den nur wenige in der Darstellungsgabe übertreffen. Ich meine Karl Spindler. Nennt seinen Namen bei der Kritik, Ihr werdet die Antwort hören: „Ein großes, aber rohes Talent.“ Lest seine Romane und Ihr werdet erstaunen über diese reiche Erfindung, über die künstliche, fein geschlungene Verwicklung, die unendliche Mannigfaltigkeit der Szenen, die feste Charakterisirung der Personen, die kräftige Darstellung. Fragt endlich das Publikum, und Ihr werdet hören, daß bei ihm Karl Spindler so ziemlich den ersten Platz einnimmt unter den deutschen Romandichtern, daß er ihm mehr gilt, als Heinrich Laube und Willibald Alexis, mehr als Friedrich Kühne und Heinrich König, mehr als Ludwig Tieck und die Verfasserin von *Godwie-Castle*.

Er ist freilich nicht sentimental und nicht frivol, nicht blasirt und nicht weltschmerzlich, er will weder Emanzipation der Weiber, noch eine neue Organisation des sozialen Lebens; sein Wahlspruch ist:

„Greift nur hinein in's volle, reiche Leben,
Und wo Ihr's packt, da wird's poetisch sein.“

Sein eigentliches Gebiet, auf dem er unübertrefflich erscheint, ist das Volksleben mit seiner äußerlichen Rohheit und tief innerlichen Gemüthlichkeit, seiner Lust und seinem Leid, seinem scherzenden, polternden Humor und seiner nachhaltigen Zünnigkeit, seinem sprudelnden Leichtsinne und seinem ernststen schrecklichen Fanatismus. So sehen wir es in dem „Bastard“, dem „Juden“, der „Nonne von Gnadenzell“ und dem „König von Zion“. Alle diese

früheren Werke Spindler's spielen im Mittelalter, im fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhundert. Und es war merkwürdig, sobald er diese ihm heimisch gewordenen Jahrhunderte verließ, sobald er sich in die Gegenwart oder in die ihr nahe liegende Zeit hineinwagte, dann verlor er seine bewusste Sicherheit und das Werk mißlang. Er fand hier nicht mehr das mittelalterliche Volksleben vor, und das der Gegenwart hatte sich ihm noch nicht in seinem wahren Verständniß entfaltet. Der „Jesuit“ steht den oben genannten Romanen etwas, die „Voa Constrictor“ bedeutend nach.

Es mußte daher wahrhaft erfreulich sein, zu sehen, wie für ihn das neuere Volksleben, gleichsam wie durch den Zauberschlag einer „intellektuellen Anschauung“, sich so herrlich und umfassend entfaltete, wie dies sein neuester, großer Roman „der Vogelhändler von Innsbruck oder Tyrol vor hundert Jahren“, gezeigt hat. Als dieses Werk erschien, schwiegen Spindler's Meider und selbst die vornehm thunende Kritik mußte sich in Worten der Anerkennung aussprechen über diese Schilderung des kräftigen und doch zarten, idyllisch-einfachen und doch abwechselnd bewegungsvollen Tyroler Volkslebens.

Als ich daher die Ankündigung las, Spindler werde ein Volkstaschenbuch für das Jahr 1845 schreiben, das bei schöner Ausstattung und billigem Preise auf die weiteste Verbreitung in allen Kreisen berechnet werde, freute ich mich. Ich freute mich für Spindler, daß er den Weg, den er einmal so schön angebahnt, nun auch rüstig verfolgte in einem Unternehmen, das seine Thätigkeit alljährlich fortbauend in Anspruch nehmen und seine Volksthümlichkeit immer mehr ausdehnen wird. Ich freute mich nicht weniger für das deutsche Volk, daß ihm statt der vielen albernem Verpopularisirungen, die statt anregend, erschlassend und statt faßlich einfältig waren, nun auch eine Gabe geboten würde, die einen Kern hat.

Der Erfolg hat meine Erwartungen bestätigt. Das Buch führt den Titel: *Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes* gewidmet von K. Spindler. Für das Jahr 1845. Mit Illustrationen von L. Weiszer. (Stuttgart, Franck.) Den Titel hätte ich mir freilich anders gewünscht. Denn das Claren'sche „Vergißmeinnicht“ hat eben gerade nicht den besten Namen in unserer Literatur, und das „Taschenbuch für Liebe und Freundschaft“ auch nicht. Doch was liegt am Titel? Das neue Spindler'sche Taschenbuch wird wohl die alten Titel zu Ehren bringen.

Dagegen ist der übrige äußere Eindruck ein sehr gefälliger. Namentlich gereichen die vielen Bilder, worunter mehrere recht ansprechende Federzeichnungen, dem Buch zur großen Zierde. Doch kommen wir zum Inhalt. Den Anfang machen die „Erzählungen beim Lichte“. Wir werden in eine Spinnstube des Schwarzwaldes versetzt. In dieser Kunkelstube oder „Lichtstube“ versammelt sich Abends die Nachbarschaft, „der Lehrer mit der Zeitung,

die Jung
die Kun
Jung, n
hen. C
ist das
dern sie
das Lieb
aber das
stets.“
geführt,
und in
seinen
täuscht,
ger Be
General
Haberg
kellstube
diesen f
hörend
dingt u
selbe er
Licht“,
scheiner
„die G
zu sein
verrath
mit bei
heit ge
feinen
Buche
schichte
gleich
einer
bei Le
„Von
eine F
saß er
Die S
und d
von K
gen“, d
der P
sprech
nicht
einzig
ben F
gende
als be
für de
„Erzä
men d
nur b
Pfarr
Ränge
unter
Ne
stube
alle d
gesper
müth

die Jungfern mit den Kunkeln, die Burschen, um die Kunkeln abzuholen und heimzutragen, Alt und Jung, um den Abend ziemlich und ehrlich zu begeben. Eine Hauptfache in der Abendunterhaltung ist das Erzählen, wie billig. Das Zusammenplaudern findet sein Ziel, die singende Kehle wird trocken, das liebschelmische Auge wird müde im Wandern; aber das Ohr bleibt wacker und die Neugier hungert stets. In zwei solcher Stubeten werden wir eingeführt, in die des alten Ruckendrob, eines Bauern, und in die eines ehemaligen Beamten, der sich, in seinen Hoffnungen auf eine besondere Karriere getäuscht, ein Gut gekauft hat und nun, unter strenger Verbannung seines ehemaligen Titels „Herr Generalkassier Habergeis“, als einfacher „Vater Habergeis“ daselbst wirtschaftet. In beiden Kunkelstuben erzählt man sich Geschichten, und zwischen diesen spielt wieder unter den Erzählenden und Zuhörenden selbst ein Roman, der das Erzählte bedingt und theilweise wieder Einwirkungen durch dasselbe erleidet. Unter den sechs „Erzählungen beim Licht“, die uns auf diese Weise mitgetheilt werden, scheinen uns „die Mordkammer in Constanz“ und „die Geschichte vom stummen Wendel“ die besten zu sein. Die erstere ist zwar, wie schon der Titel verräth, etwas schauerlicher Natur, dagegen ist sie mit bewundernswerther Anschaulichkeit und Wahrheit geschrieben, so daß sie auf ihre Leser vielleicht keinen geringeren Eindruck macht, als sie in dem Buche unter den Zuhörern hervorruft; die Geschichte vom stummen Wendel dagegen ist, wenn gleich auch darin geschossen und gebauet wird, mit einer gewissen Naivität und Empfindsamkeit — aber bei Leibe keiner Sentimentalität! — geschrieben. „Von der Frau Demuth und der Frau Hurre“ ist eine Paraphrase von der Griseldis, der als Gegensatz ein bitterböses Weib gegenübergestellt wird. Die Stelle der Griseldis nimmt die „Frau Demuth“ und die des Markgrafen Walther der „Kronenwirth von Randern“ ein. Zwei andere dieser Erzählungen „vom rothen Männel aus Straßburg“ und „von der Prinzessin von Hornberg“ sind zwar sehr ansprechend und trefflich geschrieben, runden sich aber nicht gehörig zu einem befriedigenden Schluß. Die einzige Mißrathene dieser Geschichten ist: „Die sieben Frauen von Föhrenbach“ — eine Heiligenlegende von einem Pfarrer erzählt, eben so salbungsvoll, als bombastisch und langweilig. Spindler hat uns für den nächsten Jahrgang die Fortsetzung dieser „Erzählungen beim Licht“ verheißen, und wir nehmen dieses Versprechen mit Dank und Freude an, nur bitten wir ihn im Voraus, daß er dann diesen Pfarrer aus der „Lichtstube“ hinausjagt. Denn Kanzelberedtsamkeit und Pastorallugheit passen nicht unter diese einfachen, wahren Naturlaute.

Neben diesen sechs Geschichten aus der Kunkelstube, die abgesehen von der einen mißlungenen, alle den Volkston sehr schön treffen und bald den gespensterhaft schauerlichen, bald den behäbig gemüthlichen Charakter tragen, den man an solchen

Erzählungen kennt, erhalten wir noch sechs andere von anderem Gesichtskreis und meistens größerer Anlage. Nur „das walische Kraxenmännel“ und „der Thalermann“ nähern sich in Darstellung und Inhalt etwas den „Erzählungen beim Licht“, die letztgenannte Geschichte ist trotz ihrer großen Einfachheit vielleicht die gelungenste im ganzen Buche. Sie ist mit einem sprudelnden Humor und mit jener harmlosen Satyre geschrieben, die auf das lebhafteste an Hebel's Schatzkästlein erinnert. „Benzweiler“ enthält Skizzen aus dem Saisonleben eines im Entstehen begriffenen Badeortes, in welchem die Schwächen und Verirrungen der haute volée, ihre Zerrüttung und innere Haltlosigkeit scharf und schonungslos aufgedeckt werden. Die dabei vorkommende Duellgeschichte hat auffallende Aehnlichkeit mit der Haber-Höler'schen Streitsache, und wir glauben behaupten zu können, daß „Benzweiler“ überhaupt ein Spiegel jener berüchtigten Affäre des vorigjährigen Sommers sein soll. Trefflich ist die Geschichte „Milord und Milady“ obgleich die beiden Personen, die der Titel nennt, nicht wie man vermuthen sollte, Sprossen der hohen Aristokratie, sondern zwei ganz gemeine Jagdhunde sind. Neben diesen beiden Hunden tritt noch ein dritter auf, der aber mit menschlicher Gestalt begabt ist. Alle drei wissen sie sich die Gunst eines Fürsten zu erwerben. Die beiden Hunde sind treu und ehrlich und verdienen das ehrende Vertrauen. Der Mensch dagegen ist kriecherisch und perfid und verliert am Ende die Gunst, die er nicht verdient hat. Es liegt viel Moral in dieser Hundekomödie und sie verdient gelesen zu werden. „Eine Gespenstergeschichte“ ist eine musterhaft erzählte Anekdote. Die letzte Erzählung: „der Ring des Marich“ hat einen düsteren Charakter, der halb nach etwas Dämonischem und halb nach einer Kriminalgeschichte hinzielt.

Im Allgemeinen sind die Erzählungen in Erfindung und Darstellung gleich sehr gelungen. Während die sechs ersten aus dem Volk und für das Volk sind, stehen die sechs letzten auf einer anderen Bildungsstufe, die mehr unseren s. g. höheren Ständen entspricht. Uebrigens wird Jemand, der Sinn für Natürllichkeit und Liebe für das Volksleben hat, die ersteren mit fast noch größerem Vergnügen lesen.

Schließlich muß ich noch eine Schwäche der Erzählungen nennen, die aber eigentlich nur eine Ueberfülle von Kraft ist. Während andere Romanschreiber sich abmühen und plagen müssen, bis sie den Raum einer mäßig großen Dichtung ausfüllen, haben wir hier bei Spindler die umgekehrte Erscheinung. Der Rahmen, wie ihn die Erzählungen des Taschenbuches bieten, ist ihm zu eng. Man sieht es ihm fast an, wie er sich hier gar nicht Recht in der Fülle seiner Gestaltungskraft ausdehnen kann, wie er hier manche sich darbietende Verwickelung fast mit Gewalt bei Seite schieben, dort eine Person, die er anfangs mit Liebe hervorgehoben, wieder fallen lassen muß, damit sie ihm nicht zu viel Platz

wegnehme. So kommt es denn, daß manchmal die Erzählung den Charakter von etwas Unvollendetem, Fragmentarischem erhält. Doch wir hoffen, daß sich der Verfasser mit jedem Jahre besser in das ihm noch ungewohnte knappe Kleid wird finden lernen.

Einsweilen aber empfehlen wir das „Vergiftmeinnicht“ unseren Lesern zu all der Anerkennung und Liebe, die es verdient, und wünschen ihm die ausgedehnte Verbreitung, die bei seinem so sehr billigen Preise (15 Sgr.) zu erwarten steht.

Zur Literatur und Unterhaltung.

* Der Schleichhändler.

Novelle von Karl von Kessel.

I.

Es mochte etwa um die eilfte Stunde der Nacht sein, als vor einem ärmlichen, mit Stroh gedeckten Hause, welches die äußerste Spitze mehrerer zerstreut liegenden Hütten bildete, eine Schildwacht schweigend auf und abschrift.

Die Stille der Nacht, deren Dunkel durch das klare, herrliche Mondlicht fast zur Helle des Tages herabsank, wurde durch Nichts, als den einförmigen Schritt des Soldaten und durch das zeitweise Klirren seiner Waffen unterbrochen; kein anderer Laut ließ sich vernehmen; über die weite Landschaft hatte sich ein feierliches Schweigen gebreitet, und durch den Nebel, welcher sie wie ein zarter Schleier bedeckte, wurden nur in undeutlichen Umrissen einzelne Gegenstände sichtbar.

Allein dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß in der vorerwähnten kleinen ländlichen Wohnung noch eine Person vorhanden war, welche ihre Wachsamkeit mit jener der Schildwacht theilte, wenngleich Zweck und Ursache derselben ganz anderer Art sein mochten. Diese Person, welche auf einem hölzernen Schemel, etwas zurückgelehnt, in einer Ecke der niederen Fensterbrüstung saß, war — so weit es das Mondlicht erkennen ließ, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren.

Er trug ebenfalls Uniform; allein zwei glänzende Epauletts, welche dieselbe schmückten, deuteten auf seinen Offizier-Rang hin.

Seine Figur war von mittler Größe, schlank und wohl geformt, sein Kopf klein und mit kastanienbraunem Haar bedeckt, das in üppiger Fülle Stirn und Schläfe umgab. Allein, was ihn besonders auszeichnete, war ein Zug freundlicher Offenheit und vertrauensvoller Hingebung, der auf seiner Stirn lagerte und sich in seinen lebhaften blauen Augen wiederpiegelte; mit einem Wort, er gehörte zu jenen angenehmen Erscheinungen, deren Gesichtszüge der Reflekt ihrer Seele ist und die, ohne daß sie es selbst wissen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen Vertrauen und Zuneigung für sich er-

wecken. Der Offizier, welcher bisher schweigend dagesessen hatte, stand jetzt auf und trat an's Fenster; zu gleicher Zeit blieb auch der von seiner monotonen Wanderung zurückkehrende Soldat stehen, setzte das Gewehr bei Fuß und schien zu erwarten, von seinem Vorgesetzten angeredet zu werden.

„Eine schöne Nacht, Peter,“ sagte der Lieutenant, gleichsam als Introduction zu dem nun folgenden Gespräch, „eine schöne Nacht für eine Schildwacht, die gerade so nahe an der Grenze steht, um in die Patrontaschen dieser vertrackten Blousenmänner sehen zu können.“

„Nun,“ erwiderte der Angeredete, indem er auf den blanken Lauf seiner Flinte schlug, „wenn den Blantitteln da drüben die Kugeln ausgegangen sein sollten, so möchte ich ihnen wohl, mit E. Majestät gnädigster Erlaubniß, durch diesen Boten einige zusenden.“

„Das heißt,“ rief lachend sein junger Befehlshaber, „Du möchtest gern Deine Subler Muskete mit ihren Lütticher Büchsen Bekanntschaft machen lassen! — Nun, dazu kann Rath werden, wenn, wie es heißt, die Franzosen ihren belgischen Freunden ein Heer zur Hülfe senden.“

„Ich glaube es nicht,“ sagte kopfschüttelnd der Soldat, „obgleich ich gerne, wie es mein Großvater und mein Vater gethan haben, auch einmal mit den Franzosen sechten möchte. Aber da ist der Sergeant Immerdurst, der, wie Sie wohl wissen, Etwas vom Kriege versteht und in seinem Tornister immer die Zeitung mitführt; ja, der sagte uns erst gestern: Jungens, verlaßt Euch darauf, wir gehen zurück, ohne einen Schuß gethan zu haben; ich habe das Alles herauspraktizirt; es ist Nichts als blinder Lärm; die Feder gift heut zu Tage mehr, als das Schwert, und das Wort eines Krämers wird höher angeschlagen, als der Muth eines tapfern Soldaten!“

„Pah!“ sagte der Lieutenant, „der Sergeant ist eine ehrliche Haut, der in vier Feldzügen bewiesen hat, daß ihm das Herz auf dem rechten Fleck sitzt; aber was die Politik anbetrifft, so glaube ich, daß das Zeitunglesen seinen Hirnkasten etwas mehr beschwert, als er vertragen kann. Nein! nein! mein Freund, sollen denn unsere Hoffnungen durch das Geschrei eines alten Uhu vernichtet werden? — denn, wenn ich nicht irre, so wären Dir die Treffen eines Sergeanten und ein blanker Orden eben so lieb, wie mir die Kapitän-Epauletts. Nun, Peter, wie wäre es, wenn Du so vor des Försters Tochter einst wieder erscheinen könntest?“ Der junge Soldat erwiderte Nichts, aber ein tiefer Seufzer verrieth hinlänglich, daß der Sprecher einen wunden Fleck seines Herzens berührt hatte. Er schritt einigemal rascher wie gewöhnlich auf und ab, dann aber, als könne er dem Drange seiner Gefühle nicht länger widerstehen, blieb er plötzlich vor dem Offizier halten, und seine beiden Hände auf das Gewehr stützend, (Siehe den Verlauf in der Beilage.)

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Friedrich.

Beil
sprach er
Stimme:
„Sie
Kindheit
Ihren
bruder
wir hab
heute zu
und G
worden!
sagen,
Rösch
zu könn
auch S
als Han
Bei
Purpur
lich tra
Beweg
Doch b
seiner
Ausbru
mend,
„Du
Peter,
die Sa
noch ei
war ni
zweih
wir w
ferer
muß s
der, r
ihm g
er ver
Berge
selbst
Du t
Freun
„Z
mifm
und v
kamen
Doch
hat?“
„N
Bater
seiner
ihm f
Haupt
erbär
Tocht
nur
jezt
bebt
beson
ist, z
N
mehr
seiner

Beilage zum Deutschen Bürgerblatt Nr. 1 (79).

sprach er mit einem zutraulichen Tone, mit welcher Stimme:

„Sie erinnern mich an die frohe Zeit meiner Kindheit und an alles Das, was ich Ihnen und Ihren edlen Eltern verdanke. Als Ihr Milchbruder bin ich an Ihrer Seite aufgewachsen und wir haben Beide die Tage unserer Jugend bis heute zusammen verlebt. O, und mit viel Liebe und Güte bin ich stets von Ihnen behandelt worden! — Warum also sollte ich Ihnen nicht sagen, daß es mich glücklich machen würde, vor Röschen mit einer solchen Auszeichnung erscheinen zu können; warum sollte ich nicht glauben, daß auch Sie recht innig wünschen, zu Fräulein Emilie als Hauptmann zurückzukehren.“

Bei Nennung dieses letzten Namens überzog eine Purpurröthe des Lieutenants Gesicht und unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, um seine innere Bewegung dem Auge des Andern zu verbergen. Doch bald war die leichte Wolke, welche sich auf seiner Stirn gelagert hatte, verschwunden, und den Ausdruck seiner früheren Heiterkeit wieder annehmend, antwortete er unbefangen und lächelnd:

„Du sprichst, wie Du es verstehst, mein guter Peter, und begreifst nicht, daß Zeit und Umstände die Sache ändern können. Emilie von Halben war noch ein halbes Kind, als ich sie verließ, und ich war nicht viel mehr. Seitdem hat unser Regiment zweihundert Stunden weit die Welt durchgezogen und wir wissen nicht einmal, ob wir jemals nach unserer Heimath zurückkehren werden. Der Soldat muß seinem Glück vertrauen, und ein Thor wäre der, welcher es nicht annehmen wollte, wenn es ihm geboten wird. Sieh jenes Gebäude,“ setzte er vertraulich hinzu, indem er seinen Arm nach den Bergen ausstreckte, „sieh, wie sein weißer Giebel selbst durch den Nebel sichtbar ist! — Nun, kennst Du das Haus nicht mehr, mein sentimentaler Freund?“

„Ich kenne es wohl,“ sagte Peter verstimmt und mißmuthig, „es gehört dem reichen Kaufmann Bein, und wir haben, als wir zuerst hier in die Gegend kamen, dort acht Wochen im Quartier gelegen. Doch wissen Sie auch, was uns daraus vertrieben hat?“

„Nun der Eigensinn und Kaufmannsstolz des Vaters, der feindlich zwischen mein Herz und das seiner Tochter Elise trat. — Doch, was hat es ihm geholfen, daß ich sein Haus verließ und mein Hauptquartier eine halbe Stunde weiter in dieser erbärmlichen Lehmhütte aufschlug. — Das Herz seiner Tochter ist mit mir gezogen und unsere Liebe ist nur noch inniger geworden. Freilich blühen uns jetzt keine Rosen, doch ein muthiges, starkes Herz bebt auch nicht gleich vor jedem Hinderniß zurück, besonders wenn es gilt, sich ein Kleinod, wie Elise ist, zu erringen!“

Nach dieser Rede, deren letzten Theil Selben mehr dachte, als sprach, war er eben im Begriff, seinem Milchbruder Peter eine gute Nacht zu wün-

schen und das Fenster zu schließen, als die Stille der Nacht durch den lauten Knall mehrerer Gewehre unterbrochen wurde.

„Was bedeutet Das?“ rief der junge Mann, rasch seinen Degen umgürtend, und der sorgenlose, heitere Ausdruck seines Gesichtes verwandelte sich plötzlich in Ernst und Entschlossenheit, diese Schüsse kommen von der Grenze und müssen in der Nähe unserer Vorposten gefallen sein. Sollten die belgischen Helden es wirklich gewagt haben, uns anzugreifen?“

Diese Besorgniß war einem jungen, seiner Pflicht ergebenen Offizier keinesweges in einer Zeit zu verdenken, wo so eben erst die belgische Revolution ausgebrochen, und eine Masse raub- und plünderungsfüchtiges Gesindel, das zu Erzeßten jeder Art aufgelegt war, die Grenze unsicher machte. Diese Banden, von de Potter, Kessels und andern Demagogogen angeführt, zogen mit Blousen bekleidet und auf das verschiedenartigste bewaffnet, zum Schrecken ihrer eigenen Landsleute umher; an Disziplin war bei ihnen nicht im entferntesten zu denken und obgleich sie von ihren Führern befohlen wurden und vorgaben, für die Freiheit zu fechten, verübten sie unter diesem Vorwande doch Erzeße aller Art und bewiesen durch ihr Betragen, daß sie nicht einer gesetzlichen Freiheit, sondern blutdürstigen Grund-sätzen huldigten, und daß der Hang zu Raub und Völlerei sie zusammengescharrt hatte.

Solche Betrachtungen mochten wohl auch unsern Helden leiten und ihn erinnern, welche Verantwortlichkeit ihm als Befehlshaber dieses Grenzpostens auferlegt sei, denn er war eben im Begriff, sich nach dem im Dorfe aufgestellten Piquet zu begeben, als er Peter plötzlich sein Gewehr fallen sah und ein lautes und festes: „Halt! Wer da?“ ausstoßen hörte.

Diesem Rufe, der weithin durch die Stille der Nacht schallte und sich als Echo in den Bergen verlor, antwortete sogleich kurz und ernst eine tiefe Bassstimme; einen Augenblick darauf sah man ebenfalls mit gefälltem Gewehr einen Soldaten durch den Nebel schreiten und mit der Schi. dwacht einige leise Worte wechseln, worauf diese den Hahn ihrer Flinte in Ruh setzte und den Trupp, an dessen Spitze sich Sergeant Immerdurst befand, passiren ließ.

„Was gibt es, Sergeant,“ sagte Selben, indem er dem alten Krieger einige Schritte entgegentrat und die Gruppe über sah, „Ihre Wachsamkeit ist mir zuvorgekommen und ich bin begierig, Ihren Rapport zu vernehmen.“

„Nichts von Bedeutung, Herr Lieutenant,“ erwiderte dieser in einem verdrießlichen Tone, „Nichts wenigstens, was einem alten ehelichen Soldaten Freude machen könnte, es wäre denn das Fäßchen Cognak, welches der arme Schelm da auf seinem Rücken trägt, wovon Unsereins aber nun wohl schwerlich Etwas zu kosten bekommen wird.“

Mit diesen Worten wies er mit seiner Hand auf einen Mann, der, die Hände gebunden, etwas

weiter zurückstand, und von zwei Leuten, die man an ihrer Uniform als Grenzbeamte erkannte, bewacht wurde.

„Ah!“ sagte Selben, „nun ist das Räthsel gelöst, und ich bekomme Licht in der Sache. Den Schleichhändlern galten also diese Schüsse, die uns so in Alarm gebracht haben; nun, hier diese zwei Herren werden uns darüber Auskunft geben können.“

„So ist es, Herr Lieutenant,“ erwiderte Einer der beiden Offizianten, „und wir müssen wegen dieses gefangenen Mannes Ihren Beistand in Anspruch nehmen. Unsere Kräfte sind zur Bewachung der mit Beschlagnahme belegten Waaren kaum hinreichend; gestatten Sie es, so lassen wir diesen hier bis zum Anbruch des Morgens auf der Wacht: es ist ein gefährlicher Bursche, der lange den Befehlen getrozt hat, jetzt aber wohl seinen gebührenden Lohn empfangen wird.“

„Ich habe Nichts dagegen einzuwenden,“ entgegnete Selben, „doch bemerke ich Ihnen zugleich, daß ich dabei keine Art von Verantwortlichkeit übernehme. Treffen Sie Ihre eigenen Vorsichtsmaßregeln, denn ich habe hier andere Pflichten zu erfüllen, als Schleichträger zu bewachen.“

„Ganz gut,“ erwiderte der Donanier, „wir werden uns beeilen, bald zurück zu sein, und dann wollen wir schon dafür sorgen, daß der Vogel uns nicht wieder davon fliegt, wie er es schon einmal gethan hat.“

Mit diesen Worten entfernten sich die Beiden und waren bald in den nahen Schluchten und Waldungen verschwunden, während der gefangene Schleichträger im Kreise der ihn umgebenden Soldaten zurück blieb.

„Nun, mein Bursch,“ redete Selben diesen an, „Du hast Dich, wie es mir scheint, in einer garstigen Schlinge gefangen, aus der Du Dich schwer wirst befreien können. Was mache ich jetzt mit Dir? Soll ich Dich gefesselt lassen, oder versprichst Du hübsch ruhig und folgsam zu sein, wenn ich Deine Hände von den Riemen, die sie zusammen halten, befreie? Nun, rede! wenn Du eine Zunge im Munde trägst, denn, bei Gott! ich habe nicht Lust zu warten, bis Dir dies gefällig ist!“

Statt aller Antwort trat der Schleichhändler einige Schritte vor und stellte sich schweigend dicht vor den Lieutenant hin, der jetzt, beim Schimmer des Mondes, seine Züge genau erkennen konnte. Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr ihm, als er in das Gesicht des Gefangenen blickte; unwillkürlich trat er einen Schritt zurück; bald aber beugte er sich wieder vor, um die Gewißheit zu erlangen, daß er sich nicht getäuscht habe.

„Sergeant,“ sagte er nach einer kurzen Pause, die bei ihm dazu gedient zu haben schien, einen Entschluß zu fassen, „Sergeant, es wird am besten sein, wenn ich den Mann einstweilen in mein Zimmer treten lasse; führen Sie die Mannschaft in ihre Quartiere und dann kehren Sie zu mir zurück, doch vorher befreien Sie den armen Schelm von seinen Fesseln.“

„Ganz wohl!“ erwiderte Immerdurst, indem er sofort diesen Befehl in Ausführung brachte, „doch da hat der arme Teufel eine Last auf seinen Schultern, die ihm das Schlafen unbequem machen wird,“ und dabei warf er auf das Fäßchen, welches noch immer den Rücken des Schleichträgers beschwerte, einen Blick verzweifelter Entschlossenheit und stiller Sehnsucht.

„Nun gut!“ sagte Selben, „Sie mögen es mitnehmen und es den Grenzbeamten einhändigen; es ist meine Sache nicht, mich mit der Sicherung von Konfisakaten zu befassen.“

Dies sagend, winkte er mit der Hand, zum Zeichen der Entlassung, und während der Sergeant mit seinem Trupp abzog und von Zeit zu Zeit seine rothe Nase so nahe wie möglich an den Spund des Fasses brachte, um sich auch völlige Gewißheit zu verschaffen, daß es Cognac enthalte, trat der Lieutenant, von dem Schleichträger gefolgt, in seine Wohnung, die er eilig hinter sich schloß. (F. f.)

* Aus dem Leben eines Heimathlosen.

Von B. Schulze.

Zwischen den eine Meile südlich von Magdeburg liegenden Dörfern Westerhüsen und Beien- dorf zieht sich eine niedrige Hügelkette hin, von der man eine weite, wunderhübsche Aussicht hat. Nordwärts ragen die Häusermassen von Magdeburg empor und über diese weit hinaus noch die vielen Kirchen dieser Stadt nebst ihren hohen Doppelthürmen, vor Allen der majestätische Dom mit seinen beiden schlanken Steinspyramiden; nach Westen und Süden zu verliert sich der Blick in den weiten, mit vielen Dörfern besäeten, fruchtbaren Ebenen von Magdeburg und Halberstadt, letztere begrenzt von dem Harzgebirge, das bei hellem Wetter wie eine dunkle Wolke am fernen Horizonte amphitheatralisch, mit dem ehrwürdigen Brocken in seiner Mitte, hoch aufsteigt; gegen Osten fluthet zunächst der Elbestrom durch üppige Getreidefelder und grüne Wiesen dahin, und darüber hinaus erscheinen in anmuthigem Wechsel, Forsten, Wiesen, Felder, Kirchturmspitzen von Städten und Dörfern in fast zahlloser Menge. Eine Anhöhe inmitten einer sonst flachen Gegend bietet dem Spaziergänger fast immer anmuthige Punkte zu Fernsichten dar, und ich weile gern lustwandelsud auf jener Hügelkette, besonders da, wo sie sich nordwärts zur Ebene gen Magdeburg zu hinabsenkt. Dort liegt, hart an dem Fußpfade, der von Westerhüsen nach Beien- dorf führt, ein breiter Stein, durch die Natur gleichsam zu einem Ruhefeste bestimmt und häufig auch von dem Wanderer als solcher benutzt; denn von ihm aus, der die größte Erhebung eines Hügels bezeichnet, hat man nicht nur das schöne, eben in kurzen Umrissen geschilderte Panorama vollständig vor Augen, sondern genießt auch das interessante Schauspiel, das die auf der Magdeburg-Leipziger und Magdeburg-Draun- schweiger Eisenbahn fast zu allen Stunden des Tages

vorüberbrausenden Dampfwagen gewähren. Die genannten Eisenbahnen gehen nämlich beide von dem großen Magdeburger Central-Bahnhofe bei dem Dorfe Buckau aus, trennen sich erst am Fuße jener Hügelkette mehr und mehr von einander und folgen dann jede ihrer eigenen, verschiedenen Richtung gegen Süden und Westen, doch so, daß sie der Blick noch meilenweit verfolgen kann. — Am 17. August dieses Jahres hatte sich nach langem, unfreundlichen Regenwetter der Himmel endlich einmal aufgeheitert, ja, um die Abendstunden dieses Tages, als ich den mehre Tage lang entbehrten Spaziergang auf meiner lieben Hügelkette so recht mit Lust nachholte, neigte sich die Sonne ihrem Untergange hinter dem fernen Harze, sogar an völlig wolkenfreiem Himmel zu. Die ganze Ebene war mit Landleuten bedeckt, welche die reichen Ernteschätze zu schneiden und in Garben zu binden eifrigst bemüht waren; die letzten Dampfwagenzüge des heutigen Tages rollten hier und dort durch die lebensvolle Ebene dahin, und das dämmernde Pfeifen der Lokomotiven, das ohrenbetäubende Rauseln der Dampfwagenräder überlötete von Zeit zu Zeit das Juchzen der Schnitter, den Gesang der Schnitterinnen. Lange war ich umhergewandert dort oben von Hügel zu Hügel, hatte hier und dort auch geraftet und das Auge an der vom Strahle der untergehenden Sonne goldig überflutheten Ebene, das Herz an dem Leben und Treiben der geschäftigen Welt dort unten erquickt, und wollte nun noch, der Sonne völliges Scheiden erwartend, auf dem bezeichneten Steine ein wenig ausruhen, wie ich es immer zu thun pflege, bevor ich von diesem Spaziergange die Schritte heimwärts lenke. Allein mein trauter Ruheplatz war heute schon anderweitig besetzt; eine betagte Frau saß, wie ich näherkommend bemerkte, auf demselben. Ihr Anzug, zwar dürrig, aber sauber und rein, war der, wie ihn die Frauen der Handwerker und Tagelöhner in Magdeburg zu tragen pflegen. Das Gesicht hatte sie zwischen den auf ihren Knien ruhenden Händen verborgen, so daß ich anfangs glaubte, sie sei, von der Wanderung ermüdet, wohl eingeschlummert, und um sie nicht zu stören, schon leise vorübergehen wollte. Aber wenige Schritte noch von ihr entfernt, hörte ich sie leise wimmern und klagen; dann erhob sie das Antlitz, und ich wahrte ein Paar von vielem Weinen geröthete Augen, ja über die hageren Wangen bemerkte ich eine Thräne langsam hinabrollen und beim Niederfallen zur Erde wie eine Perle im Strahle der scheidenden Sonne glänzen. Theilnahmslos vorüberzugehen und ohne nach der Ursache zu forschen, die einem altermüden Auge solche Thränen erpreßte, das wäre mir schier unmöglich gewesen. Ich grüßte daher die Frau aufs Freundlichste und fragte, ob sie, von langer Wanderung vielleicht ermattet, der Kraft zur Heimkehr entbehre. — „Ach! wohl sind mir die Kräfte geschwunden,“ entgegnete sie, mit der Schürze langsam die Augen trocknend; „doch weder das Alter ist es eigentlich heute, das mich ermattete, obgleich ich den Sechzigern nahe bin,

noch die ermüdende Reise; denn nach Westerhüsen brachte mich rasch von Magdeburg der Dampfwagen; von dort aber bis hierher ist's nicht weit, kaum so weit als nach Beiersdorf, meinem Wohnorte, wohin ich in einer Viertelstunde gelangen kann. Auch das Hinansteigen ward mir eben nicht schwer, aber als ich hier oben war und die Elbe erblickte, wie sie in weitem Bogen dort hinter Magdeburg fortströmte, dem fernen Hamburg zu, da umdüsterten, wie heute auch! so oft schon, häufige Thränen meine Augen; denn diese Elbe entführte mir heute das Theuerste, was ich habe, meinen einzigen Sohn, meinen geliebten Wilhelm, und — wohl auf ewig. Als ich das nun hier oben so lebhaft dachte und über sein und mein hartes Schicksal nachsann, da begannen meine Kniee zu wanken; ich mußte mich auf den Stein hier setzen und noch einmal mich satt weinen, obgleich mir die Augen von der vielen salzigen Thränenfluth bereits wie Feuer brennen.“ — „Wie? liebe Frau,“ unterbrach ich sie, „Ihr Sohn verunglückte doch nicht etwa im Elbstrom? Oder verließ er seine arme, alte Mutter, um, leichtsinnig vielleicht, in fremdem Welttheile einem erträumten Glücke nachzurennen?“ — „O mein werther Herr,“ entgegnete sie, immer noch schluchzend, „in den Wellen fand er wohl bis jetzt wenigstens seinen Tod nicht; aber wer weiß, ob das nicht recht bald geschieht; denn mit Gewalt haben sie ihn am heutigen Nachmittage auf ein Dampfschiff in Magdeburg gebracht, das nach Hamburg fährt, und von dort aus muß er weiter auf der See nach England hinaus, vielleicht gar nach Amerika über das große Weltmeer, worin so viele Tausende, wie ich oftmals erzählen hörte, einen kläglichen Tod bei den Schiffbrüchen finden. Ach, ich besammernswerthe Frau, ich unglückliche Mutter! Warum bestraft mich der Himmel doch so hart, daß ich an meinem Augapfel, meinem Wilhelm, solchen Kummer erfahren muß! Zuerst war er achtzehn Jahre draußen in der Fremde, achtzehn ganze, lange Jahre die meinem sehnenden Mutterherzen eine Ewigkeit schienen. Die Leute sagten während dieser Zeit mir zuweilen, er sei indessen ein angesehenener, ein gelehrter Mann geworden, von dem sogar die Zeitungen schrieben. Da schwoll mir das Herz vor Freude, und ich kam mir nicht mehr arm vor, weil ich wußte, mein Sohn werde meiner nimmer vergessen in seinem Glücke. Endlich kommt er heim; ich kannte ihn nicht mehr. Liebe Frau! sprach er, als er in mein Kämmerlein trat, habt ihr lange keine Nachricht erhalten von euerm Wilhelm, der da draußen in der Fremde weilt? und als ich's verneinte, da zieht er einen Brief hervor und sagt: Seht! das hier schreibt euch euer Sohn, euer Wilhelm; ich bin sein Freund, und weil ich früher, als er, in diese Gegend kam, hat er mir dies Schreiben mitgegeben, das seine baldige Ankunft Euch meldet. — Also will er kommen? juchzte ich vor Freuden, will er endlich zu mir kommen? und wann? O, bitte gebt mir rasch den Brief! Er aber, zögert und meint, meine

Augen würden die kleinen Buchstaben nicht zu lesen vermögen, denn sie wären wohl schwach geworden von Alter und Nachtwachen. Er sehe es deutlich, da sie ja selbst ihn nicht einmal zu erkennen schienen, denn er eben sei ja mein Sohn, mein Wilhelm. Und als er das sagt, fällt er in meine Arme und weint, und ich — ich ward von der unvorhofften Freude dergestalt überwältigt, daß ich zusammenank und mich lange nicht erholen konnte. Als ich wieder zu mir kam und ihn genauer anblickte, da sah ich wohl, daß es mein Sohn war; aber, o barmherziger Gott! wie alt war er seit den achtzehn Jahren geworden, und wie elend, krank und abgehärmt sah er aus! Ich sagte ihm das; es waren die ersten Worte, die ich zu ihm sprach, und er entgegnete: Ach ja, liebe Mutter! achtzehn Jahre machen allerdings wohl älter, und Sorgen, Gram und Kummer thun das Ihrige auch mit dazu. — Doch war ich nur froh, endlich einmal meinen theuern Sohn wieder an mein Herz drücken zu können und wußte schon, ich würde ihn nun nimmer wieder von mir zu lassen brauchen. Da — es war am Sonnabend, und am Mittwoch erst war er gekommen — da kam ein Gensd'arm in's Dorf und fragte nach der Wittve Behrends. Man weist ihn zu mir, und als er eintritt und meinen Sohn neben mir am Tische sitzen sieht, kündigt er ihm an, daß er beauftragt sei, ihn ungesäumt auf Befehl der Obrigkeit nach Magdeburg zu bringen. Willig und ohne die mindeste Widerrede folgt Wilhelm, steht auf, tröstet mich, die ich die Hände jammernd rang, mit den Worten, das müsse Alles so kommen und diene zu meinem und seinem Besten, wir würden uns bald einander in besserer Zeit wiedersehen, und ging dann ruhig mit dem Manne fort. Wohl an vierzehn Tage hat der Arme darauf in Magdeburg gefangen gesessen, und zwar bis heute. Gestern nun erhielt ich einen Brief von ihm, worin er schreibt, man werde ihn heute auf ein Dampfschiff bringen, mit dem er nach Hamburg und von da weiter nach England reisen müsse; ich möge doch ja heute Nachmittag nach Magdeburg kommen und um zwei Uhr bei dem Dampfschiffe sein, das nach Hamburg fährt; dort werde er mich sehen und mir ein letztes Lebewohl sagen können. Gern erlaubte mir mein jetziger Brodherr, der meinen Wilhelm lieb hat, daß ich zur bestimmten Stunde nach der Stadt eilen durfte; und schon um halb zwei Uhr war ich an dem Landungsplatze der Dampfboote dort. Bald nachher kam auch mein Sohn. Einige seiner Freunde begleiteten ihn, lauter stattliche, vornehme Herren, die sich seiner angenommen, ihn mit Rath und That unterstützt hatten, während er gefangen saß. Ein neues, schönes Felleisen hatten sie ihm auch gekauft, seine weiße Wäsche darin und Bücher, französische, lateinische, griechische gar; denn mein Sohn, lieber Herr, war von jeher, und als Knabe schon, auf die Bücher wie verfallen und las unausgesetzt darin, oft ganze Nächte hindurch, während er am Tage fleißig in seinem Geschäft war, dem Schneiderhandwerk.

Ach hätte ich nur die Mittel dazu besessen, mein Wilhelm hätte studiren, hätte ein gelehrter, vornehmer Mann werden müssen; denn zum Studiren besaß er ja, wie alle Leute mir versicherten, außer der größten Neigung, auch die herrlichsten Gaben. Er wäre wahrlich dann nimmermehr ein armer Handwerker geworden, der noch dazu jetzt in fernen, fremden Ländern umherzuirren gezwungen ist, ohne Heimath und Vaterland, sondern ein Prediger wohl, oder ein Gerichtsherr hier in dem Magdeburgischen, und hätte mich, seine gebeugte, alte Mutter nun bei sich, statt daß er nun — weit von mir — jenseits der großen See — weilt, und ich — — — „Dieses Schluchzen hinderte die unglückliche alte Frau, weiter zu reden; dann begann sie zu weinen, leise, innig zu weinen und zu wimmern, und auch ich fühlte, von Mitleid ergriffen, meine Augen sich feuchten.“
(Schluß folgt.)

* Reise-Skizzen

von Dr. Ferd. Aug. Oldenburg.
Bern. Murten. Willisburg. Der Genfersee.
Genf. Frenay. Der Jura. Neuenburg.
Bern.

An der Marche, wo die Ar die alten Bisthümer Avenicum und Bindonissa trennt, liegt auf der alten Markstätte des Comitatus pipinensis, auf einer Landzunge des Reichsgrundes, das herrschende Bern. Von Wald und Schlucht umgeben, vom rauschenden Flusse gegen Ost, Süd und Nord vertheidigt, sah Berthold V. mit klugem Auge in die Zukunft, und sie bewährte alle Hoffnungen, von 1191, wo Bubenbergs Arbeiter sangen:

„Du Holz, nun laß dich hauen gern,

Den diese Stadt soll heißen Bern —“

bis auf unsere Tage. — Mit der Macht eines bedeutenden Herzogthums steht der Kanton noch immer da; und so lange die Firnen mit unbeschreiblicher Majestät in seine fruchtbaren Thäler schauen, wird die Schönheit des Landes die entlegenen Bewohner locken, wie es jetzt geschieht, daß im Sommer die Lauben der Stadt von den Reisenden wimmeln, die hin und her wogen, glücklich, das Reichbild der alten Berna erreicht zu haben, um nächst dem Dome im Kastanienschatten zu wandeln, wohin aus erster Hand die Bergluft strömt, den die Alpenkette im reinsten Krystall entsendet, und um die weißen Spitzen beim Schreiden des Tages glühen zu sehen. — In schwindelnder Tiefe wurzelt der Mauerfuß auf der Insel und rechte und links sinkt das Amphitheater der Gärten zum Spiegel der Ar, oben die Junkergasse, wo die Patrizier schweigend harren, der alten Zeiten eingedenk und des gesunkenen Tages Wiederkehr hoffend. Der wird nimmer leuchten, wie damals flüstert es aus allen Winden, und doch mag die Ahnung nicht schweigen, aber sie flüstert mit Dsians Worten auch dazwischen: „The branches are here, it beats in the rustling blast; the sound of my harp is mournful, does the wind touch thee o harp, or is it some passing ghost?“

Ja, auf Erden ist kein Stillstand, fort rollt die Zeit, Kronen bedeckend wie Bettlerlumpen, glücklich die Erben des Sinkenden, wenn statt des Seeschiffes ein Boot ihr eigen bleibt. — Als der Klosterstreit begann und die Battereien im Winter 40 zu 41 rasselnd durch Bern rollten, damals, als das sprudelnde Kraut auf allen Seiten gepfropft wurde, hieß es wohl: „Die Schwarzen machen Chorus mit den Nachteulen; die Zeit der Entschädigung ist gekommen Jetzt, oder Nie!“ — Doch als der Frühling erschien, schmolz die Hoffnung mit dem Schnee der Thäler. — Wer mag ihnen die Aussicht verargen? und wäre sie auch nicht, es sind beaux restes genug, um glücklich zu sein.

Lafontaine sagte:

„De ne dormirai plus sous des riches lambris,
Mais voit on que la somme en perde de son pris?“

Es geschieht nicht Alles, was man wünscht. „Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken!“ — Kein Raum bleibt leer in der Schöpfung! So sah Wallenstein zu Prag, als ihm der Regensburger Fürstentag den Feldherrnstab entwunden; wünscht auch indeß sein neues Glück nicht unter Bedingniß seines folgenden Endes. — Rittersnamen klingen wie Parodien in Republiken, Abnenstolz erscheint lächerlich und Oligarchieen sind fast minder wünschenswerth als Monarchieen, dazu ist ihre Tyrannei, wenn sie einmal so weit gegangen, viel schwerer auszumerzen. — „Der Herren Geiz mehrt die Schweiz, und der Schwanberg wird noch mitten in die Schweiz zu liegen kommen,“ — hieß es zu Anfang des Bauernkrieges, und Alle wollten, statt der unzählbaren Menge des Adels, lieber dem Kaiser allein gehorchen. Man fühlte also schon damals ein ganz Ähnliches. — Sub lege libertas läßt sich bei den bevorzugten Ständen nicht leben: das ist die Stelle, wo der Schuh oft drückt; denn die Schöpfkinder des Glücks, wenn sie einmal am Einschenken sind, wollen meistens die Flasche nicht mehr aus der Hand geben, nennen sich Dei gratias, oder thun dasselbe, ohne dies Prädikat zu usurpiren, wie Figura Berna zeigte. Freilich mag es hübsch sein, unter den klassisch-ehrwürdigen Konterfeien im Saale des naturhistorischen Museums einige Aelterväter zu begrüßen, denn man sieht es diesen Stirnen an, daß sie kein Wasser zu Markte trugen, manche ihrer Abkömmlinge bewiesen es gleichfalls, indem sie sich zur rechten Zeit den Weissen anschlossen. Es muß jedoch auch Märtyrer des Systems geben, die dann auf Jenseits hoffen, freilich eine sehr ungewisse Aussicht, aber Glaube, Stolz und Hoffen sehen stets den Himmel offen.

Unter der zoologischen Sammlung des Kabinetts, sind sehenswerth: eine Antilope, Alpenbär und Zurbär. Das äußerst pfliffige Gesicht eines Steinbockes aus Wallis muß auffallen, und man wundert sich nicht mehr, wenn man hört, wie derselbe zu Lebzeiten auf dem Grimsel eine Heerde Ziegen anführte, mit seinen gewaltigen Hörnern die Thüren der Ställe einrannte, bis er Futter erreichte, und so von Haus zu Haus ging. Einst hat er eine

fliehende Schildwache sammt ihrem Schilderhause umgeworfen. Mehr als dieser Bock ist der berühmte Bernhardshund, Barry, sehenswerth, denn er hat 30 Menschen das Leben gerettet, und deshalb mit mehr Recht eine Brust voll Orden verdient, als unzählbar Viele, die sie wirklich besitzen, der Hefner mag wissen warum. Auch lithographirt wird Barry verkauft, mit demselben Rechte. Man sandte den armen Schelm krank nach Bern, um den übeln Zustand aufzuheben, und das geschah wirklich; nach kurzer Zeit that ihm kein Glied mehr weh, d. h., er starb, auch für seinen Theil das Sprüchwort wahr machend, daß für den Tod kein Krant gewachsen ist. Jetzt schaut er aus Glas und Rahmen, mit dem schützenden Stachelhalsbande, welches ihm im Kampfe mit Wölfen beistand, die Neugierigen trübe an. Mancher reiste schon etwas um, den Balg des merkwürdigen Thieres zu sehen, mir weckte er eigene Gedanken, wo wohl die Unsterblichkeit beginnen möchte, im Falle es überhaupt eine gibt? Ob Barry und Konsorten, oder mancher Vieh-Mensch, außer der Grenze stehen? — Das kostbare Exemplar eines Lämmergeiers, 100 Fr. werth; ein Welz von Mortensee, die 120 Pfund schwer werden; ein Argusfasan; Schneehühner, im Winter- und Sommergefieder; schöne Eulen- und Falkensammlungen; ein schöner Känguru und Lux des Berner Oberlandes sind zu beachten.

In dem mauerumzogenen Hofe dieses ehemaligen Franziskanerklosters gedeihen alle Alpenkräuter.

Der Waffensaal, nächst dem Rathhause, ist von wenig Bedeutung und nicht mit jenen anderer Schweizerstädte zu vergleichen, die von den ringum liegenden Schlachtfeldern mehr heimgeführt, wenn sie auch nicht mehr drein geschlagen. (Fortf. f.)

Literarischer Bericht.

Franz Freiherrn Gaudy's sämtliche Werke.
Herausgegeben von Arthur Müller. Berlin, Neumann.
1844, 2 Bände 10 Sgr.

Gaudy war einer der geistreichsten unter den jüngeren Dichtern. Er besaß ein großes Talent und hatte eine vorzügliche Schule durchgemacht. Red und lebendig, wie der Dichter in jugendlichen Jahren, ist seine Poesie, Alles was er schrieb, von einer großen Durchbildung der Form. Der erste Band enthält die Biographie des Dichters vom Herausgeber und die Lieder, der zweite die Terzinen und die prächtige Novelle: „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen,“ mit der Gaudy so schön die Schrift Nikolai's über Italien, der in Italien Nichts, als Klöße und Schufte entdeckt hatte, verspottete. Wir haben nur die zwei ersten Bände vor uns liegen, obgleich schon jetzt einige der folgenden erschienen sind. Der dritte und vierte Band enthalten die Erzählungen: „Der Liebe Loos“ und „Paulina“, und die beiden Humoresken: „Das fünfzigjährige Jubiläum“ und „Die allerneuesten Schicksale des Hundes Berganza“. Der fünfte und sechste Band enthalten zum ersten Male: „Portogalli“, d. i. Reisebilder aus Italien,

der siebente die berühmten „Kaiserlieder“, der achte die Novelle „Desengano“ und die „Lebensüberdrüssigen“, der neunte die „Romanzen und Balladen“, der zehnte bis zwölfte die schönen „venetianischen Nächte“. Dann folgen der Römerzug, Kopien des Laien u. s. w.

Dem Herausgeber sind wir für die interessante Biographie zu lebhaftem Danke verpflichtet. Franz von Gaudy war geboren 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder, als das erste Kind des damaligen Majors von Gaudy; seinen Namen Franz erhielt er zum Andenken an den Freund seiner Eltern, den Dichter Franz von Kleist. Mit dem Vater kam er nach Soldin, dann nach dem Wohnorte seiner Großeltern Pommerzig. Der Vater war oft von Hause entfernt, die Mutter nahm sich der Erziehung ihres Sohnes mit Liebe an. 1809 kam Franz mit seinen Eltern nach Reise, dann in Pension nach Breslau und Berlin. In Berlin lernte er zugleich mit dem Kronprinzen Voltigieren und Fechten und der Kronprinz behandelte ihn damals mit Auszeichnung, nannte ihn „Du“, lud ihn alle Sonnabende zur Tafel und fuhr oft mit ihm aus. Um diese Zeit, 1810 und 1811 entstanden schon die ersten Gedichte. In der Schule zeigte Franz oft Oppositionsgeist, machte aber doch gute Fortschritte. Der Vater wurde Generalgouverneur von Sachsen, und da Franz in Berlin noch immer Anlaß zu Klagen gab, brachte ihn der Vater auf die Schule nach Pforta. Hier war er wohl auch ein wilder Schüler, aber wurde der Liebling des berühmten Rektor Lange und zeichnete sich durch große Kenntnisse in den alten Sprachen aus. Ende Juni 1818 verließ Gaudy Schulpforta mit dem Zeugniß der völligen Reife zur Universität. Der Vater aber beschloß ihn mit seiner Einwilligung dem Militärstande zu widmen. Er wurde Grenadier in Potsdam; das ewige Exerzieren gefiel ihm aber nicht. Er trieb nun für sich Alles durcheinander, Spanisch, Heraldik, Musik, Zeichnen, besonders aber Poesie. Damals trat er zuerst als Dichter auf. Ein schlechter Dekonom war Gaudy sein Lebelang, und da der Vater nicht immer seine Schulden bezahlen wollte, machte er, daß er zur Linie nach Breslau, bald nachher nach Glogau versetzt wurde. Damals dichtete er das Lied, welches Marschlied wurde:

Jord're Niemand mein Schicksal zu hören,
Der das Schwert statt der Feder erwählt,
Lasset nie Euch vom Schimmer betören,
Und vernehm, was ich warnend erzähl:
Von der Garde zur Linie vertrieben,
Meiner silbernen Ligen beraubt,
Ist mir Nichts von der Garde geblieben,
Als mehr Schulden, wie Paar auf dem Haupt.

Keine Hoffnung ist Wahrheit geworden
In des Jünglings hochklopfender Brust,
Nur von Sieg träumt ich einst und von Orden,
Von des Kampfes beglückender Lust;
Seht marschir' ich allein zu Revüen,
Werde nur vom Major angeschraubt,
Bis bei den Garnison-Kompagnieen
Ruhe winket dem alternden Haupt.

Ja in Potsdam, da wähnt' ich zu steigen,
Und in Glogau entsagt ich der Welt;
Denn mein Pech blieb mir ewig treu eigen,

Und man ist nur ein Lump ohne Geld,
Euch, ihr Gläubigen, euch nur beklag' ich,
Die ihr stets meinen Worten geglaubt,
Denn, eh' ich euch befriedige, trag' ich
Ganz bestimmt schon ein schmereweises Haupt.

Seine satyrischen Gedichte zogen dem Dichter manche Unannehmlichkeit zu, und reizbar, wie er war, hatte er mehr als ein Duell auszumachen.

Durch seine Verlobung mit einer schönen, hochgebildeten Dame kam er mit Fouqués in Verührung. Bald darauf aber starb sein Vater, und durch die Unbesonnenheit seines gewissenlosen Vormundes verlor er sein ganzes Vermögen. Nun Nichts als ein armer Lieutenant, entsagte er seiner Liebe, voll des tiefsten Schmerzes, schon wollte er den Tod selbst herbeiführen, doch seine männliche Natur siegte, obgleich der Dichter den Schmerz bis an seinen Tod getragen.

In Glogau fing er an, durch zwei neue Freunde, dortige Gymnasiallehrer, bewogen, sich mit Eifer wieder dem Studium der klassischen Sprachen zuzuwenden; auch lieferte er viele Gedichte zum schlesischen Musenalmanach. Im April 1827 trat er in Silberberg die über ihn in Folge eines Duells verhängte zwölfjährige Festungsstrafe an. Von da trat er in Korrespondenz mit dem Schriftsteller August von Blumröder. Nach vier Monaten kam durch Verwendung des Kronprinzen Gaudy wieder los. Bald darauf gab es wieder ein Duell, und dabei fiel folgendes Mäheur vor:

„Meine Nase war zu brav,
Wollte selber kämpfen,
Bis ein derber Hieb sie traf,
Ihren Muth zu dämpfen.
Wie ein reifer Apfel hing
Sie zur Erde nieder.
Doch der Pfasterkasten fing
Sie im Fallen wieder.“

Im Jahre 1829 erschien die Erato, die Gaudy viele Freunde, aber auch Widersacher erwarb. Damals arbeitete er den Anfang einer Parodie des Wieland'schen Oberon aus. Der Stoff war: Ein Garbelienteant, verführt durch den Anblick eines hübschen Gesichts, war bei einer großen Parade mit falschem Tritt bei dem Fürsten vorübergezogen und wurde nun, zur Büßung dieses Kapitalverbrechens, nach Rußland delegirt, um dort eine Konstitution einzuführen. — 1830 kam er nach Posen, und hatte 1831 die Cholera zu überstehen. Der Soldatenstand mißfiel ihm immer mehr. Damals sang er:

Federkiel, o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätte nie der Wassen Schimmer
Das bethörte Kind berauscht!
Statt bei Friedenszeit zu dienen,
Was dem Knaben reizend schön
In der Ferne war erschienen,
Will ich lieber Hunde stöhn.

Ach! ich seh' den Himmel offen,
Als das neue Epaulett
Schmeichelnd mir der Spiegel zeigte,
Und die Taille schlant und nett.
Damals zähl' ich in der Liste
Von der Kameraden Korps,

Wie viel Has ich machen müßte
Bis zum ältesten Major.

Schon ergrauen mir die Haare,
Und mir wird allmählich klar,
Daß ich, trotz der Dienstzeit Jahre,
Ewig bleibe, was ich war.
Bart und Schulden wachsen stündlich,
Stündlich schwindet der Kredit,
Während Podagra empfindlich
Mir in allen Knochen zieht.

Soll ich jetzt den Abschied fordern,
Um als Polizei-Sergeant
Spritzenperde zu beordern,
Wenn ein Viehstall angebrannt?
Soll ich Altenballen schmieren,
Soll als Steuerkontrolleur
Küselässer revidieren?

Ja, fürwahr, die Wahl ist schwer!

Soll ich Rezensionen schreiben,
Wo die Zeile wird tarirt? —
Lieber will ich Lieutenant bleiben,
Bis ich endlich pensionirt.
Mit acht eisernen Geschichten
Und acht Ehalern Bartegeld,
Will ich mich nach Patzschkau flüchten —
Und entsage dort der Welt.

In Posen entstanden die „Schilbsagen“ und eine Bearbeitung der Gesänge des Polen Niemcewicz und des Mickiewicz. Auch studierte er die provenzalische und romanische Sprache. 1833 nahm er aber seinen Abschied und ging nach Berlin; durch den Kronprinzen erhielt er eine kleine monatliche Zulage. Dort erschienen seine schönen Novellen: „Der Liebe Loos“ und „Paulina“ in metrischer Form. Die größte und allgemeine Anerkennung verschafften ihm seine „Kaiserlieder“. 1835 reiste er zum ersten Male nach Italien. Welch einen Abstand bilden die Früchte dieser Reise: „Der Römerzug“, die „Federzeichnungen“, das „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen“ gegen die gemeinen Reisebilder Nicolai's. Für das Jahr 1839 gab er mit Chamisso nach dem Rücktritt Schwab's den Musenalmanach heraus. Im Juli 1838 machte er mit Ferrand seine zweite italienische Reise. Er kehrte nach einem Jahre nach Berlin zurück, sammelte seine Papiere und war mit mancherlei großen Plänen beschäftigt, als ein wiederholter Schlagfluß seinem Leben am 5. Febr. 1840 ein Ende machte.

Gaudy war durch und durch ein Mann in voltem Sinne des Wortes, ein begeisterter Freund der Freiheit, ein Verächter der Dummheit, ein Widersacher vornehmer Bornirtheit. Sei er ein Vorbild der Gesinnung und des Charakters.

Die schöne Gesamtausgabe seiner Schriften brauchen wir dem Publikum nicht weiter zu empfehlen. Für die nur, welche den Dichter noch wenig kennen, theilen wir noch zwei Gedichte mit:

Wer weiß, wozu das gut?

Freund, was machen Ihre Mufen? —
„Rufen. Ich studire Sprachen.“ — Wie? —
„Ja, der Kamischadalen und Tungusen.“ —
Gott! weshalb just grade die? —
„Ei, wer kann es mir verkünden,
Was im Schooß der Zukunft ruht? —
Ob nicht einst für unsre Sünden —
Nur, wer weiß, wozu das gut? —

Ehorheit! Doch zu andern Dingen.

Auf Sie rech'n ich bei der Jagd. —

„Nichts. Ich lerne, wie man Schlingen

Zu dem Fang der Zobel macht.“ —

Zobelfang in unsern Kiefern? —

„Möglich, daß ich als Tribut

Einst noch muß manch Duzend liefern —

Kurz, wer weiß wozu das gut?“

Aber Freundschaft, welche Schrollen?

Eingeschenkt, ein einzig Glas! —

„Trinken Sie, so viel Sie wollen.

Mein Getränk ist Schnaps und Quag.

Spritzen übe man bei Zeiten,

Ob' den Giebel packt die Bluth.

Vorher muß man sich bereiten —

Kurz, wer weiß wozu das gut?“

Hausfuchung.

De par le roi! Man öffne mir

Die Thür! Zurück den Riegel!

Vollmacht bekundet dies Papier.

Mit Unterschrift und Siegel.

Bei Ihrem Namen steht bereits

Im schwarzen Buch ein Doppel-Kreuz,

Und zwar mit rother Tinte —

Drum fort mit jeder Hinte.

„Fürwahr, ich haune“ — Nicht gemüdt!

Wir wissen, was wir wissen.

Was für ein Zettel, eng bedruckt,

Wird hier so schnell zerrissen?

Verlegen scheint der Intulpat,

Gleich wie ertappt auf böser That.

Ich les' auf dem Papiere,

Schweiz — Frankreich — ha! ich spüre.

Zwölf Röbre dort auf dem Gestell —

Sie gleichen Flintenläufen —

Zu welchem Zweck? Man beachte schnell. —

„Diesmal sind's Tabakspfeifen.“ —

Das wäre, Herr? Nein, das Gestell

Ist sonder Zweifel das Modell

Für neue Höl'n-Maschinen.

Sie Hieschil! Wehe Ihnen!

Der Stoch, der dort im Winkel ruht,

Dient? — „Zum Spazierengehen.“ —

So? Meinen Sie? Das klingt ganz gut;

Kann jedes Kind doch sehen,

Dies sei ein Stoch wie Alibaud's.

Am Ende geht das Uding los —

Behutsam, Ihr Kollegen,

Ich wirtre Blint' und Degen.

Dies Buch, hier steht es deutlich, seht!

Es handelt von zwei Polen.

Verdächtig! Nennt sie! Herr, gesteht

Es frei und unverholen.

„Südpol und Nordpol.“ — Fürchterlich!

Um diese Zwei dreht Alles sich.

Dier steht's. Sieht doch der Blind' es,

Zwei Haupt-Rebeller sind es.

Und hier! Geschrieben steht ja groß

Und breit: ein Bundes-Hemde? —

„Ein buntes, meint die Waschfrau blos;

Rechtsschreibung blieb ihr fremde.“ —

Glende Ausflucht! Hochverrath!

Ein Bund mit Hemden! In der That,

Jetzt kommen wir dem Dinge

Doch endlich auf die Sprünge.

Was schreibt man jetzt? — „Nen Brief.“ — An wen? —

„Nen Freund.“ — Den muß man lesen:

Ich muß dir leider nur gestehn,

Daß ich mordfaul gewesen —

Mordfaul! gerechter Gott! Zum Nord

Nennt er sich faul! Gensdarmen, fort!

Fort mit dem Bösewichte

Zum heimlichen Gerichte!

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorrätzig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(1.) So eben wurden in den deutschen Gesamt-buchhandel von der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung versandt:

Neuere dramatische Werke und vermischte Schriften

Joseph Freiherr v. Aussenberg.

In 6 Bänden.

Ladenpreis: Rthlr. 3½ = Fl. 6. 18 Kr. N. =
Fl. 5. 15 Kr. Conv.-M.

Erster Band:

Bertold der Bähringer, Oper in 2 Aufzügen. —
Die Raketen des Teufels, Lustspiel in 3 Aufzügen.

Zweiter Band:

Die Hete von Yuktawa, bestehend aus einem gleichnamigen lyrischen Drama in 4 Aufzügen, einer Novelle: **Das Nordlicht von Karlsruhe**, und zwei Beilagen: 1. **Cäsar Morbel's Testament**. 2. **Denkschrift des Holofernes Spontenknebel**, die Gründung eines stehenden deutschen Theaters in Yuktawa betreffend.

Dritter Band:

Die Furie von Toledo, Roman aus den Zeiten der westgotischen Herrschaft in Spanien. 2 Theile.

Vierter Band:

Humoristische Pilgersfahrt nach Granada und Cordova. Zwei Theile.

Fünfter Band:

Polyanthea. Eine Sammlung verschiedener Gedichte. 1. Gedichte komischer Gattung und unvergoldete Pillen. 2. Oden, Lieder, Sonette. 3. Romane und Balladen.

Sechster Band:

Skanderbeg, heroisches Schauspiel in 5 Aufzügen.

(2.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Flechten,

ihre

Behandlung und radikale Heilung.

Von

W. B. Fränkel,

Doktor der Medizin und Chirurgie, praktischer Arzt und Operateur.

Zweite vermehrte Auflage.

85 S. 8. in Umschlag geb. Preis 10 Sgr. oder 36 fr.

Diejenigen resp. Abonnenten, welche für das IV. Quartal bei der betreffenden Postanstalt bereits den früheren höheren Abonnements-Betrag bei der Anbestellung einzahlten, werden den Ueberschuß seiner Zeit zurückvergütet erhalten.

Da eine Preisveränderung bei Zeitschriften im Laufe des Jahres von dem Königl. General-Post-Amt genehmigt werden muß, — diese Genehmigung bei der Kürze der Zeit aber noch nicht eingeholt werden konnte, der mutmaßliche Preis aber — 15 Sgr. bei allen Postanstalten des Preuss. Staats pro Quartal betragen wird, so werden die resp. Postanstalten einstweilen für letztern Preis die Bestellungen annehmen. Wir bitten solche gef. schleunigst zu machen. Pro. 2 des Deutschen Bürgerblattes wird nur auf Verlangen expedirt.

Die Expedition.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.
Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Friedrich.

Vom

Deutschen Bürgerblatt

1844. Nummer 1 bis 78 oder 1 bis 3 Quartal

sind, soweit der Vorrath reicht, bei direkter Bestellung Exemplare zu dem Preise von Rthlr. 1. 22½ Sgr. oder 3 Fl. — und vom 1 und 2 Quartale oder Nummer 1 bis 52 à Rthlr. 1. 5 Sgr. oder 2 Fl., von uns zu beziehen. (3.)

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

(4.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutschland

und die Donau-Mündungen.

Ein Beitrag zur Beleuchtung der äußeren Verhältnisse des Vaterlandes und der europäischen Civilisation.

Von einem Officier.

Groß Oktav. 78 Seiten auf schönem weißen Maschinen-Beinp. Preis 12½ Sgr. = 45 Kr.

(5.) In derselben Verlagsbuchhandlung ist erschienen:

Eine Reise nach Rom.

Von Dr. Ignaz Zeittes.

Mit einer biographischen Skizze von August Lewald und dem Bildniß des Verfassers von Kriehuber. 21 Bogen 8. Preis Rthlr. 1. 15 Sgr.

(6.) In derselben Verlagsbuchhandlung wird erscheinen:

Poetische Erzählungen

von Kalisch.

21 Bogen 8. Preis Rthlr. 1. 15 Sgr.

Inhalt:

Die Schlacht bei Grochow. — Gomez. — Der Ehrensels. — Mirza. — Der Vimbaska. — Ahmed und Leila. — Der Löwe von Navarra. — Der Tischerfesselfürst.